Sonntagsblatt des

Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Freitag, den 21. Mai 1915

Der Krieg als Erzieher.

Ansicht einer deutschen Zeitung über Kriegswirkungen und -Erfahrungen.

Berlin, 12. März.

„Mir scheint, wir werden alle mehr oder weniger umlernen müssen. Die Zeit, die wir durchmachen, ist das größte Erlebnis, das je einer Generation beschert ward, und Erleben heißt für den denkenden Menschen lernen." So sprach am Mittwoch im Reichstag der neue Staatssekretär des Reichsschatzamts, und er hat recht, nicht nur für das Gebiet des Finanzwesens und der wirtschaftlichen Organisation. Es ist auch sicher, daß wir alle bereits beträchtlich umgelernt haben und mit Erfolg im weitern Umlernen begriffen sind, und zwar auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Aber wir haben nicht nur umgelernt und lernen täglich um, sondern der Krieg hat auch auf allen Gebieten Umwälzungen herbeigeführt, die so beträchtlich sind, daß das Deutschland vor dem Kriege sich von dem Deutschland nach dem Kriege so unterscheiden wird, wie sich heute der feldgraue, schlachtengewohnte Krieger von dem friedlichen Geschäftsmann, Lehrer, Künstler, Beamten unterscheidet, als welcher er bis in die unvergeßlichen Julitage hinein gar nicht mehr recht an die Möglichkeit eines großen europäischen Krieges geglaubt hat.

Deutschland vor dem Kriege! Ein Land, das dem Besucher auf Schritt und Tritt als wesentliches Merkmal die überall und rasch zunehmenden Zeichen wachsenden Reichtums wies. Zeugnis dessen war überall das Aussehen der neuen Wohnungsanlagen und der Geschäfts- und öffentlichen Bauten. Die überall um das vertraute Bild der Städte und Städtchen sich schlingenden, rapide wachsenden Wohnviertel der Wohlhabenden, die in den Geschäftsvierteln schnell aus dem Boden steigenden Geschäfts- und Bankpaläste, die in Dutzenden von großen und kleinen Städten erstandenen und erstehenden Rathausbauten, Schulpaläste und Stadttheater, sie waren, wie der Bauluxus überhaupt, das deutlichste Zeichen wachsenden Reichtums und des festen Glaubens in das weitere Wachsen des Reichtums, das Kennzeichnende der neuesten Entwicklungsperiode Deutschlands. Später wird man einmal übersehen, an wie vielen Orten fast zugleich solche prunkvollen Rathäuser, höhere Schulen, Stadttheater, Bankpaläste, Kaufhäuser entstanden sind. Das Jahrzehnt vor dem Kriege hat eine überwältigende Fülle solcher Millionenanlagen erstehen sehen. Die Düsseldorfer Städteausstellung zeigte das in einer geradezu überraschenden Weise. Zeigte aber auch in einem unvergleichlich eindrucksvollen Bild, was diese neueste Epoche an Verbesserung und Verschönerung der Lebensbedingungen für die ärmeren Schichten gebracht hat, was zugleich mit den großartigen öffentlichen Bauten an guten und schönen Arbeiterhäusern und Kleinwohnungsanlagen in Deutschland entstanden ist. Reichtum, hinter dem das soziale Pflichtgefühl der Gemeinschaft steht, Technik, die ihre besten Leistungen, wie der Gemeinschaft, so namentlich den wirtschaftlich Schwächern darbietet. Stadt- und Provinzialverwaltungen, die auf Schritt und Tritt sich der Pflicht bewußt sind, daß sie Lebenshaltung, Gesundheit, Wohnweise der Aermeren zu verbessern berufen sind, daß sie Licht und Luft, Baum und Wiese überall hinzubringen haben, und daß zur Erfüllung dieser Pflicht die öffentlichen Mittel in erster Linie da sind — das war an zahllosen glänzenden Leistungen wie auf jener Ausstellung so überall in unseren Städten zu sehen. Die Erweiterung der engen dunkeln ärmern Stadtviertel zu lichtdurchfluteten, großzügigen Anlagen mit breiten Straßen, grünen Beeten und geräumigen Plätzen zeigte äußerlich, wie unser soziales Verpflichtungsgefühl sich geweitet hatte. Welch ein Gegensatz zwischen dem Mutterland der sozialen Gesetzgebung und den alten Freiheitsländern England und Belgien! Welch ein Gegensatz zwischen den Arbeitervierteln der englischen und belgischen Industriestädte mit ihrem Schmutz, ihrer düstere Verzweiflung gebärenden Einförmigkeit, ihren engen licht- und luftlosen Straßen und den weiträumigen Arbeitervierteln unserer Industriestädte mit ihren freien Plätzen und saubern breiten Straßen! Ueberall zeigen es die neuen Viertel unserer Städte, daß der wachsende Reichtum nicht wie in den Ländern des Freihandels und der politischen „Freiheit" restlos in die Taschen einzelner fließt. Die Entwicklung Deutschlands zum reichen Land war allen zugute gekommen, gerade so wie sie sich am deutlichsten in den öffentlichen Anlagen und Gebäuden ausprägte. Das war eins der Zeichen der innern Gesundheit unserer Zustände. Der wachsende Reichtum prägte sich aber auch in dem zunehmenden Luxus der privaten Lebenshaltung aus. Die Blüte des Kunstgewerbes, die Verfeinerung des Geschmacks, die rasch mit den übeln Zeichen der mangelnden Geschmackskultur auf dem Gebiet des Hausbaues, der innern Einrichtung, der Dekoration, aufräumte, ging damit Hand in Hand. Aus Süddeutschland, aus Darmstadt, wo ein kunstsinniger Fürst eine Schar hervorragender Künstler um sich versammelte, kamen Anregungen für die Architektur und Innendekoration, die in einem Jahrzehnt eine Umwälzung anbahnen und herbeiführen halfen, die sich heute bis zu den nüchternsten Zweckbauten und den Gegenständen des täglichen Gebrauchs erstreckt und das deutsche Kunstgewerbe mit zu seiner führenden Stellung erhoben hat. So wurde das deutsche Heim und das deutsche Leben innerhalb einer Generation im Sinne einer künstlerisch verfeinerten äußern Kultur so umgestaltet, daß keine Brücke mehr zu jener Zeit der seelenlosen schreienden Häuserfassaden und der materialfremde, mißverstandene Stilformen gedankenlos verarbeitenden Innenausstattung zurückführt. Diese künstlerische Erneuerung unseres äußern Lebens ist das Werk einer erfolgreichen ästhetischen Erziehung, deren Ergebnisse wir auf Schritt und Tritt an den Häusern und in den Kaufläden studieren können. Die Kölner Werkbund-Ausstellung hat noch gerade vor dem Kriege zum letzten Male in einer wundervollen Zusammenfassung gezeigt, welch neue wertvolle und schöne Ausdrucksformen sich das reichgewordene Deutschland geschaffen hat. Man konnte seine Freude daran haben, wie sich so im öffentlichen und privaten Leben der wachsende Reichtum Deutschlands zum Ausdruck brachte.

Aber es lagen auch tiefe Schatten über dem Bild deutschen Lebens. Der ästhetischen Verfeinerung unseres äußern Lebens, dem Aufschwung von Architektur und Kunstgewerbe entsprach leider nicht eine allgemeine Blüte der Kunst. Unser Leben war veräußerlicht, darum konnten die Künste der äußern Verschönerung des Lebens blühen und dennoch ein unzweifelhafter künstlerischer Niedergang damit Hand in Hand gehen. Das Beste, das die Literatur brachte, waren Schöpfungen des Romans, im Begrenzten wurzelnde Leistungen einer lebensvoll sich ins einzelne versenkenden Kleinkunst oder psychologische Spezialarbeit. Ein großes Drama oder Lyrik von Ewigkeitswert brachte diese Epoche nicht hervor. Es war die Aera der unvergleichlichen Inszenierungen, das größte leistete immer der Regisseur, nie der Dichter. Bildhauerei und die Musik blieben gleich unfruchtbar an großen Leistungen. Nie wurde mehr und schöner über die Künste geschrieben, nie waren mehr interessante wertvolle Ansätze, mehr richtige Erkenntnisse über das, was frühere Zeiten falsch gemacht hatten, zu verzeichnen. Aber es blieb bei der Blüte der Kleinmeister auf allen Gebieten, und das bedeutendste waren Sonderbarkeiten die jeweils von einer Klique lärmend zur Größe hinausgelobt wurden. Wie Ibsens Nora, so wartete man auf das Wunderbare und wartet heute noch.

Den stolzen sozialen und gemeinnützigen Schöpfungen der Oeffentlichkeit, dem erfolgreichen Streben, Gesundheit, Schönheit und Kultur ins Leben der Aermern zu tragen, stand eine beispiellose Zersplitterung und Verbitterung des Parteilebens gegenüber, deren äußerer Ausdruck die immer neue Auflösung der Parteien in Gruppen und der Gruppen in Sondergruppen und die leidenschaftliche gegenseitige Befehdung dieser winzigen Organisationen war. Deutschland ist immer das Land der Streitsucht und des neidvollen aufeinander Loshackens gewesen. Aber die Art, wie sich Parteien in alte und junge, mehr oder weniger entschiedene zersplitterten, und sich jede Gruppe wieder nach bestimmten Unterscheidungsmerkmalen ihr Organ des Kampfes schuf, erinnert doch unliebsam an die Zeit der Kleinstaaterei, und bildete einen merkwürdigen Gegensatz zur Erscheinung des Zusammenschlusses kleiner Betriebe zu gewaltigen Organisationen auf wirtschaftlichem Gebiet, wie wir ihn an Industriewerken und Banken als für unsere Zeitperiode charakteristisch beobachten können. Im Zeitalter des politischen und wirtschaftlichen Imperialismus blühte und gedieh wie ein Abbild der alten deutschen Kleinstaat-Wirtschaft die Sonderung in kleine, einander heftig bekämpfende Gruppen. Die Geflogenheit, den publizistischen Pfeil vor dem Abschießen in ätzendes Gift zu tauchen, in dem politisch oder wirtschaftlich Andersgläubigen einen ausgemachten Vaterlandsfeind zu erblicken, die für den politischen Zank der letzten Epoche so bezeichnend war, fand ihr Gegenbild in einer politischen Satire, die jedes Funkens humoristischer Gutmütigkeit und Duldsamkeit und jedes Zuges von Ritterlichkeit entbehrte, und deren Ziel nicht die Besserung der Zustände durch Spott, sondern die moralische Vernichtung des Angegriffenen war. Der Leser wird sich, ohne daß seinem Gedächtnis nachgeholfen werden muß, der Lieblingsgestalten dieser Art politischer Satire erinnern. Welch ein Klassenhaß und Rassenhaß und Massenhaß, um mit Scheffel zu reden, sprühte in den politischen Kämpfen des letzten Jahrhunderts! Ist es ein Wunder, daß unsere Feinde an eine heillose innere Zerklüftung glaubten, daß sie auf einen gegenseitigen Haß hofften, der diesmal nicht mehr jene stolze Einigkeit von 1870 zulassen würde? Soviel Großes die Entwicklung auf wirtschaftlichem Gebiet gebracht hatte, so gewaltig die Leistungen der deutschen Technik dastanden, die überhaupt das Gebiet war, auf dem sich die größte schöpferische Kraft entlud, so trug die ganze Epoche doch die kleinlichen Züge einer kulturellen Veräußerlichung und Verflachung, einer Verarmung an großen Ideen und einer häßlichen Verschärfung der sozialen und politischen Gegensätze. Ein glänzendes Bild, aber mit tiefem Schatten. Das war Deutschland vor dem Kriege.

Wir haben alle umgelernt! Wie sehr, braucht heute niemand mehr zu sagen, das wissen wir alle so gut, daß wir es nie mehr vergessen. Das lebt so heilig in unsern Herzen, daß eine Scheu uns verhindert, einander zu sagen, wie sehr wir heute fühlen, daß wir zusammengehören. Darüber braucht Gott sei Dank nicht mehr geschrieben zu werden, es ist geschichtliche Tatsache geworden. Aber daß die große Zeit keine kleine Fortsetzung findet, daß sie nach Möglichkeit so bleibt, daß uns diese Kriegswirkung und Kriegserfahrung soweit erhalten bleibt, als es die sachliche Notwendigkeit täglicher Auseinandersetzungen erlaubt, das ist etwas, worüber noch viel geredet werden muß. Was innerpolitisch nach dem Kriege werden wird, weiß heute noch niemand. Nur das fühlt jeder: es wird vieles, vieles anders werden. In unser Leben ist wieder Größe und Schwung gekommen. Daß Millionen Männer monatelang in steter Todbereitschaft, abseits allem Luxus, aller kulturellen Verfeinerung gelebt haben, aufrechterhalten und angespornt von einem gemeinsamen höchsten Gefühl, das wird eine Wirkung äußern, die den Lebenden nicht mehr verloren gehen kann. Was wertvoll schien, ist als gleichgültig erkannt: äußerer Glanz, Luxus und Bequemlichkeit. Ein ganzes Volk hat der höchsten Not ins Auge geschaut, der Not um den weitern Bestand des Staates und des Vaterlandes, sie entschlossen abgewehrt und die Bereitschaft zu dieser Abwehr unter Hingabe alles dessen, was sonst das Leben wert macht, als das erkannt, worauf es ankommt. Aus dieser Erkenntnis fließt die richtige Beurteilung vom Werte des Menschen und Bürgers, nämlich, daß sie sich nur nach dem Grade dieser Bereitschaft zur Selbstaufopferung bemißt. Das ist die Größe der Zeit, das ist der Grundgedanke, der wieder in unser Leben beherrschend hineingekommen ist. Kunst und Lebenskultur, Verhalten der Klassen zu einander, das alles ist im Feuer der gemeinsamen Not und der gemeinsamen Bereitschaft zur Selbsthingabe umgeschmolzen worden. Klassenunterschiede werden bleiben, aber ein Klassenhaß soll unmöglich sein, denn vom Arbeiter bis zum Fürsten hat jeder mit jedem gemeinsam gefühlt und gehandelt. Parteigegensätze werden nach wie vor da sein, aber keine Partei darf je wieder der andern Mangel an Vaterlandsliebe vorwerfen. Wir sollten nichts mehr von „Umstürzlern" reden hören, und die Worte „Schlotbaron" und „Junker" müßten im Kurs so viel verloren haben wie der russische Rubel. In welcher Weise immer die Regierung die selbstverständliche und zugesagte Neuorientierung der innern Politik vornehmen wird, und wie immer die Parteien ihre historisch gegebene Stellung dazu nehmen: diese Neuorientierung wird aus einem Zusammenarbeiten und nicht aus einem Gegeneinanderarbeiten heraus entstehen, denn alle Teile sollen sich auf einer gemeinsamen Plattform finden: dem durch den Krieg erwiesenen und erprobten Aufeinanderangewiesensein und Zusammengehören und dem durch die gemeinsame Not erprobten und gestärkten Staatsgedanken. Das müssen Kriegseroberungen sein, die nicht mehr verloren gehen dürfen und weiter wirken sollen. Ueber die Einzelheiten wird erst zu reden sein, wenn die Not ganz abgewehrt ist.

Manches von dem Glanz der bisherigen Epoche wird durch die harte Zeit weggewischt werden. Wir werden weniger prunkvolle öffentliche Bauten sehen, und die kulturelle Verfeinerung wird einigermaßen Not gelitten haben. Invaliden- und Witwenfürsorge wird wichtiger sein als neue Feinheiten der Innen- und Außendekoration. Es wird harte Arbeit kosten, bis unser Außenhandel und unsere Schiffahrt wieder im gewohnten Gange sind und die internationalen Beziehungen wieder einigermaßen normal sind. Unser Leben wird noch auf längere Zeit hinaus härter, rauher und einfacher werden. Und schwer werden wir an dem Verlust so vielen wertvollen Menschenmaterials tragen. Dennoch aber wird von dieser Zeit der schweren Not ein Segen für das gesamte Leben der Deutschen, bis in die deutsche Kunst hinein, ausgehen, den uns der Friede nicht hätte bringen können, und manches von ihr beseitigt werden, das sich in der langen Friedenszeit als Schaden in den Körper der Nation einzufressen begonnen hatte.

(Köln. Ztg.)

Studka.

Skizze von Charlotte Wüstendorfer.

Vierzehn Tage ist es nun schon her, daß er sie zum letzten Male sah. Bei dem großen „Kesseltreiben" war es, als seine Kolonne, vom Feinde umzingelt, nur mit knapper Not entkam.

Zwanzig Schritte vor ihr fuhr ein Geschoß in die Erde. Sie bäumte sich entsetzt auf und riß sich los, und seither ist sie verschwunden. Bei der allgemeinen Wirrnis konnte er sich auch nicht weiter um sie kümmern.

Ob sie tot ist? Er weiß es nicht. Man muß so viel gute Kameraden fallen sehen. So viele kommen einem spurlos aus den Augen. Da ist es um ein Pferd weiter nicht schade.

„Gefreiter Szabang!"

„Jawohl!"

„Sollen zu Seiner Exzellenz kommen."

Donnerwetter!

Das muß etwas Besonderes sein. Stutka und Bleßchen sind im Augenblick vergessen, und er folgt mit feierlich eiligen Schritten der Ordonnanz.

* * *

Hinter dem Busch also, und nicht gemuckst, bis man seiner Sache sicher ist. Dem Hufschlag nach zu urteilen, können es zehn bis zwölf sein, und wenn es Feinde sind, ist die Meldung verloren.

Der Gefreite Szabang drückt Bleßchen die Sporen in die Weichen und setzt über den Graben, um sich hinter einem Weidengebüsch zu verstecken.

Und er hat sich nicht getäuscht: Was da hinter dem Hügel auftaucht, sind nicht die fünf Kameraden, mit denen zusammen er ausgeschickt wurde, und die er, versprengt, vergeblich wiederzufinden hofft. Was da auftaucht, sind elf fahnenlose Lanzenspitzen, elf schwarze Lammfellmützen mit rotem Boden, elf lange Kerle auf kleinen, langschweifigen Steppenpferden, wie er sie noch nie gesehen hat.

Langsam reiten sie den Berg herab, der Morgensonne entgegen.

Der Gefreite Szabang hält reglos hinter seinem Busch und wendet kein Auge von ihnen. Das also ist der Feind, den zu verderben er Tag um Tag Fuhren von Munition an die Front befördert!

Jetzt ist er so nah, daß er ihnen ins Gesicht sehen kann. Das sind nicht Menschen, wie er sie bisher gekannt hat. Das sind Halbasiaten.

Wenn die ihn jetzt hier vermuteten mit seiner Meldung!

Aber er hat keine Angst. Alle Sinne sind nur bis aufs äußerste angespannt.

Sehen doch ulkig aus, die langbeinigen Kerle auf den kleinen Tieren. Ob die Stiefel nicht den Boden berühren müssen, wenn solch ein kleines Biest im Karriere dahinsaust? Dennoch sind die Pferdchen eigentlich nicht häßlich. Sie haben zierliche Formen und lächerlich kleine Hufe und wunderschöne lange Mähnen und Schweife. Aber als Reitpferde für solche Riesen machen sie sich schlecht.

Einer nur, der dort hinten, hat ein Pferd, das für ihn paßt, ein ganz hübsches Tier. Fast könnte man es für ostpreußisches Halbblut halten! Es ist hellbraun und hat eine schmale Blesse, gerade so, wie Stutka war.

Jetzt wendet der Kerl sein Pferd und kommt nach vorn geritten. Wie das Tier an Stutka erinnert! Genau so trägt es den Kopf. Jetzt ist es dicht vor ihm. Ist es denn denkbar? Es hat sogar einen dunklen Querstreifen über den Schultern!

Hat er sich etwa zu weit vorgeneigt?

Stutka wendet den Kopf und spitzt die feinen Ohren. Stutka wiehert, Stutka kommt auf ihn zu. Sie hat ihn gesehen und erkannt.

Er ist verloren.

Da feuert einer schon einen Pistolenschuß auf ihn ab.

„Stoi!"

Er hat Bleßchen zwischen die Vorderbeine getroffen. Dunkelrotes Blut stürzt aus der kleinen Wunde. Bleßchen taumelt ein paar Schritte rückwärts und bricht zusammen. Der Gefreite Szabang hat gerade noch Zeit, auf seine Füße zu gleiten.

Was tun? Sich zur Gegenwehr setzen, wäre sinnlos. Von allen Seiten umringen sie ihn schon.

Mit letzter Aufbietung seiner Geistesgegenwart reißt er die Depesche hervor und zerfetzt sie mit seinen Zähnen. Dann gibt er sich gefangen.

Die Kosaken nehmen ihm die Waffen und den Brustbeutel weg, und einer zieht einen Strick hervor und bindet ihn an sein Pferd, und nun geht's weiter, immer weiter die Chaussee entlang. Wohin? Das weiß er nicht. Es ist ihm auch alles gleichgültig. Er kann nur zwei Gedanken fassen, die er unablässig wie ein unlösliches Rechenexempel hin und her wälzt: die Schande, die Schande — und fliehen, fliehen!

Und vor ihm trabt Stutka und sieht sich dann und wann verwundert nach ihm um. Sie kann es nicht begreifen, warum ihr alter Kamerad nicht die geringste Spur von Wiedersehensfreude äußert.

* * *

Nun ist alles still. Nicht einmal mehr eine Wache geht vor der offenstehenden Tür auf und ab. Alles schläft. Nur der Mond lugt neugierig durch seinen Wolkenschleier über die Mauer in den dachlosen Stall auf zehn zusammengerollt schlafende Kosakenpferde.

Stutka steht noch immer mit gespitzten Ohren da und wartet; aber nichts läßt sich hören, nur ein paar Eulenschreie aus der Ferne.

Hat ihr neuer Herr sie vergessen? Weiß er denn nicht, wie die Wunde schmerzt, wenn er den ganzen Tag auf ihr geritten ist?

Wenn wenigstens etwas zu fressen da wäre! Vergeblich tasten ihre Lippen an Krippe und Raufe herum. Oder wenn man los wäre, daß man sich etwas suchen könnte! Sie macht einen Versuch, sich loszureißen, und —es gelingt. Die Krampe im morschen Holz gibt nach. Langsam, immer die Kette hinter sich herziehend, durchmißt sie den dämmerigen Kuhstall, um dann plötzlich wie gebannt stehen zu bleiben.

Vor ihr im Stroh, zwischen den Pferden, die Hände noch immer gebunden und an den Sattel des nächsten Gaules geseilt, liegt der Gefreite Szabang und schläft den tiefen Schlaf der Erschöpfung. Ihr alter Kamerad und Freund, der sie nie hat hungern lassen und sie schonte, so weit die harte Kriegszeit es eben zuließ!

Freudig beschnuppert sie ihn von allen Seiten, und in ihrer Erinnerung steigen alte, liebe Bilder der Vergangenheit auf: Sie sieht einen saftigen, grünen Grasplatz vor sich und sich selbst als zweijähriges Fohlen darauf am Zaun stehend. Von der Inspektion her läutet es eben Mittag. Die Arbeiter ziehen in langen Zügen mit ihren Gespannen vom Felde heim. Da kommt er den schmalen Feldweg entlang in seinen hellen Manchesterhosen, die Spessartmütze ins Gesicht gesetzt und den dicken Knotenstock in der Hand. Ein Sprung über den Graben, ein rasches Durchschlüpfen des Drahtzaunes, und sie kann ihm als Gruß den Kopf auf die Schulter legen. Und dann muß sie seinen Stock apportieren und sich „totstellen", und wenn sie zum Schluß schön „bittet", das heißt ihn an der Uhrkette, am Rockknopf oder am Schnurrbärtchen zupft, gibt es Zucker.

Wenn sie jetzt auch „schön bäte", ob er nicht aufwachen würde und ein wenig nach ihr sehen? Und ihre Lippen betasten suchend sein Gesicht, bis sie das Schnurrbärtchen gefunden haben.

Nichts. —

Nur ein sehr liebliches Lächeln seinerseits.

Noch einmal also! Sie zupft von neuem, ein wenig stärker. Da schlägt er groß und blau die Augen auf.

„Stutka!"

„Hihihihihihia."

„Na, nu juch' man nich jleich, mein trautstes Tierche!"

Das große ernste Pferdegesicht neigt sich seltsam schattenhaft gegen den weißen Mond über ihn, und ihm kommt ein Gedanke:

„Wart' mal, Tulla! Na scheen!"

Er hebt die Hände und hakt den Knoten des sie bindenden Seiles auf den kleinen Querknebel oberhalb der Trense. — Stutka hält musterhaft still. — Ein paar geschickte Bisse nun mit den kleinen, festen Zähnen, und es ist gelungen. Die Schlinge hat sich gelockert, und er zieht mit einiger Anstrengung, etwas steif und voll tief eingedrückter roter Striemen, eine Hand nach der anderen heraus. Stutka wird zum Dank gleich ein wenig zwischen den Ohren gekraut.

„Na scheen!"

Sie legt die Ohren nach hinten und schlägt nervös mit dem Schweif. Dennoch hält sie still. Von ihm läßt sie sich alles gefallen.

Wie aber kommt es, daß sie beide sich so ungehindert losmachen konnten?

Sollten etwa .... ist es denkbar, daß die Kosaken die Unvorsichtigkeit besessen haben, keine Wache vor der Tür aufzustellen? Kein Schritt ist zu hören.

Leise, auf den Zehenspitzen gleitet der Gefreite Szabang im Schatten entlang. Ist es kein Traum? Da liegen die beiden Kerle in der Tür Arm in Arm eingeschlafen.

Richtig. Jetzt besinnt er sich: Das einsame Gehöft, in dem sie Rast gemacht haben, ist ein Krug, und sie haben genug „Wodki" finden können, um sich daran einmal recht gütlich zu tun.

Mit dem Gedanken sitzt er schon auf Suttas Rücken und sprengt auf ihr über die Schläfer hinweg in die Mondnacht hinaus.

„Jachhu!"

Wie ein Pfeil, wie ein Vogel fliegen die alten Kameraden die Chaussee entlang.

Die beiden Kosaken sind erwacht und senden ihnen verschlafen ein paar Pistolenschüsse nach.

Den Gefreiten Szabang kümmert das wenig. So bekommen sie ihn nicht wieder, und wenn er die ganze Hetze hinter sich her hätte. Im Schatten der alten Kastanien sich haltend, mehr liegend als sitzend auf dem Pferde, jagt er dahin auf dem schmalen Grasstreifen längs des Grabens, den weißleuchtenden Weg geschickt vermeidend.

So reiten, das hat er nicht beim Militär gelernt. So reiten, das hat er daheim im grünen Litauen gelernt, wenn er, stehend, auf ungesatteltem Pferde, des Vaters Stuten aus der Koppel heimholte.

Und der Gefreite Szabang tut einen Schwur bei sich, nicht solch einen, den man an zwei Fingern in die Erde fahren läßt, sondern einen, mit der Linken auf dem Herzen, treu wie sein Fahneneid: Wenn er und Stutka lebend aus dem Kriege heimkommen, will er sie kaufen und ihr das Gnadenbrot schenken.

Liebkosend streicht seine Hand über die schwarze Mähne.

* * *

Als der Gefreite Szabang nach mehrtägiger Reise wohlbehalten mit Stutka bei seiner Kolonne ankam, sollte er zum Unteroffizier befördert werden. Aber er lehnte es ab. „Ich kann meine lieben Pferdchen nicht verlassen", sagte er. Und Seine Exzellenz trug es ihm nicht weiter nach; denn am heiligen Weihnachtsabend, als Stutka wieder blink und blank und mit heilem Rücken vor dem Munitionswagen ging, ließ er ihm 10 Mark extra aus der Regimentskasse geben. „Für hervorragende Pferdepflege."

Da machte der Gefreite Szabang sein allerschlauestes Bauernjungengesicht und legte das Geld mit stolzem Lächeln zu den anderen Ersparnissen. Er dachte an Stutka, an einen wilden Ritt durch eine schauernde Herbstnacht und an ein Versprechen, das er damals sich selbst und seinem Gotte gegeben hatte.

— Zart angedeutet. Die kleine Luise, ein geweckles, drolliges fünfjähriges Mädchen, kam schluchzend zu mir. Auf mein Befragen erzählte sie mir, daß die Mutter sie geprügelt habe, — aber auch, daß sie unartig gewesen. Da die forsche Mutter mehrere Strafarten hatte, fragte ich, wohin die Mutter geschlagen habe. Für einen gewissen Körperteil, der mit Vorzug bedacht wird, schien Luischen mir gegenüber keinen angemessenen Namen zu finden und verschämt erklärte sie: „Hingern Buch" (hinter den Bauch).